

PATRICIA CORNWELL  
Ein Fall für Kay Scarpetta

### *Buch*

Ein Serienkiller treibt in Richmond, Virginia, sein Unwesen. Drei Frauen wurden bisher brutal ermordet – und kein Anhaltspunkt weit und breit, der auf ein Motiv oder irgendeine Gemeinsamkeit im Leben der Opfer hinweist. Als hätte Dr. Kay Scarpetta nicht schon genug Ärger, bekommt sie auch noch beruflich und privat Schwierigkeiten. Die Männerriege in der Staatsanwaltschaft sieht es nicht gerne, daß eine Frau die Gerichtsmedizin leitet; der Polizeibeamte Peter Marino, zuständig für diesen Fall, kann dieser Tatsache auch nichts abgewinnen und macht daraus keinen Hehl; und Kays neuem

Liebhaber ist seine politische Karriere wichtiger als die Beziehung.

Dr. Scarpetta und ihre Kollegen arbeiten Tag und Nacht, aber das einzige, was nach den Obduktionen der Opfer zu finden ist, sind fluoreszierende Partikel an allen drei Körpern und den Schnüren, mit denen die Frauen stranguliert wurden. Doch dann dringt ein Unbekannter in das Computersystem der Gerichtsmedizin ein, geheimgehaltene Fakten tauchen in Pressemitteilungen auf, und Indizien verschwinden aus der Pathologie ...

### *Autorin*

Patricia Cornwell arbeitete als Gerichtsreporterin und Computerspezialistin in der forensischen Medizin, bevor sie ihren ersten Roman veröffentlichte. Mit *Ein Fall für Kay Scarpetta* katapultierte sie sich in die erste Riege der Spannungsautorinnen und gewann für ihr schriftstellerisches Debut zahlreiche Preise. Die Autorin lebt in Richmond und Malibu.

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell finden Sie im Internet unter [www.patriciacornwell.com](http://www.patriciacornwell.com).

### *Bei Goldmann lieferbar:*

Die Tote ohne Namen. Roman (43536) · Ein Mord für Kay Scarpetta. Roman (44230) · Kay Scarpetta bittet zu Tisch (44541) · Trübe Wasser sind kalt. Roman (43537) · Der Keim des Verderbens. Roman (43902) · Die Hornisse. Roman (43901) · Blinder Passagier. Roman (43904) · Brandherd. Roman (43903) · Das letzte Revier. Roman (43905) · Kreuz des Südens. Roman (45435) · Trübe Wasser sind kalt/Der Keim des Verderbens. Zwei Romane in einem Band (13376) · Wer war Jack the Ripper? Porträt eines Killers (45806) · Die Dämonen ruhen nicht. Ein Kay-Scarpetta-Roman (45436) · Ein Fall für Kay Scarpetta/Ein Mord für Kay Scarpetta. Zwei Romane in einem Band (13134) · Insel der Rebellen. Roman (45434) · Das fünfte Paar. Ein Kay-Scarpetta-Roman (45807) · Zum Sterben Gut. Kay Scarpetta bittet zu Tisch (45301)

Patricia  
Cornwell

---

Ein Fall für  
Kay Scarpetta

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Daniela Huzly

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 1990 unter dem Titel  
»Post Mortem«  
bei Charles Scribner's Sons, New York

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe April 2007  
Copyright © der Originalausgabe 1990  
by Patricia D. Cornwell  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: buchcover.com/doublepoint pictures  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-46416-6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Joe und Dianne*



# 1

Am Freitag, dem 6. Juni, regnete es in Richmond.

Es begann bei Tagesanbruch und goß in solchen Strömen, daß von den Lilien nur nackte Stengel übrigblieben und der Asphalt und die Gehsteige voller Blätter lagen. Bäche flossen über die Straßen, und auf Rasenflächen und Spielplätzen entstanden Teiche. Das Geräusch von Wasser, das gegen das Schieferdach klopft, begleitete mich in den Schlaf, und während die Nacht sich in dem Dunst des beginnenden Samstags auflöste, hatte ich einen schrecklichen Traum.

Ich sah ein weißes Gesicht hinter der regennassen Glasscheibe, ein Gesicht, das so formlos und unmenschlich aussah wie die Gesichter von unförmigen Puppen aus Nylonstrümpfen. Mein Schlafzimmerfenster war dunkel, bis plötzlich das Gesicht auftauchte, etwas Böses, das hereinsah. Ich wachte auf und starrte in die Dunkelheit, ohne etwas zu sehen. Ich wußte nicht, was mich geweckt hatte, bis das Telefon erneut klingelte. Ohne lange herumzusehen, fand ich den Hörer.

»Dr. Scarpetta?«

»Ja.« Ich tastete nach der Lampe und knipste sie an. Es war zwei Uhr dreißig. Mein Herz pochte wie wild.

»Pete Marino hier. Wir haben wieder eine. Berkley Avenue 5602. Schätze, Sie kommen wohl besser her.«

Der Name des Opfers, so erklärte er weiter, war Lori Petersen, eine weiße Frau, dreißig Jahre alt. Ihr Ehemann hatte die Tote vor ungefähr einer halben Stunde gefunden.

Einzelheiten waren nicht nötig. In dem Moment, als ich den Hörer aufnahm und Sergeant Marinos Stimme erkannte, wußte ich Bescheid. Vielleicht wußte ich es bereits, als das Telefon klingelte. Wer an Werwölfe glaubt, fürchtet den Vollmond. Ich hatte angefangen, mich vor den Stunden zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens zu fürchten, wenn der Freitag zum Samstag wird und die Stadt schläft.

Normalerweise wird der ärztliche Leichenbeschauer, der Bereitschaftsdienst hat, zum Fundort der Leiche gerufen. Aber das hier war nicht normal. Nach dem zweiten Fall hatte ich ausdrücklich darum gebeten, persönlich gerufen zu werden, falls ein weiterer Mord geschehen sollte, egal zu welcher Zeit. Marino war nicht begeistert von dem Gedanken. Von dem Augenblick an, als ich zum Chief Medical Examiner, das heißt zum obersten Gerichtspathologen von Virginia, ernannt worden war, hatte ich Probleme mit ihm. Ich war mir nicht sicher, ob er Frauen im allgemeinen nicht mochte oder ob er nur mich nicht mochte.

»Berkley's in Berkley Downs, Southside«, sagte er herablassend. »Kennen Sie den Weg?«

Ich gab zu, daß ich ihn nicht kannte, und kritzelte die Angaben auf den Notizblock, der immer neben meinem Telefon liegt. Ich legte auf und war auch schon aufgestanden, Adrenalin wirkte wie starker Kaffee auf meine Nerven. Im Haus war es ruhig. Ich griff meine schwarze Arzttasche, die vom jahrelangen Gebrauch schon ganz abgewetzt und mitgenommen aussah.

Die Nachtluft war kühl und feucht, und es brannte kein Licht in den Fenstern der Nachbarhäuser. Ich fuhr mit meinem dunkelblauen Kombi rückwärts aus der Einfahrt und sah zu dem Licht, das über der Veranda brannte, zu dem Fenster im ersten Stock, wo das Gästezimmer lag, in dem meine zehnjährige Nichte Lucy schlief. Das würde ein wei-



terer Tag im Leben des Kindes werden, an dem ich nicht teilhaben konnte. Ich hatte sie am Mittwoch abend vom Flughafen abgeholt, und bis jetzt hatten wir noch nicht oft gemeinsam gegessen.

Auf den Straßen war kein Verkehr, bis ich auf den Parkway kam. Minuten später fuhr ich über den James River. Weit vorn brannten Rücklichter wie Rubine, die Skyline des Stadtzentrums spiegelte sich geisterhaft im Rückspiegel. Zu beiden Seiten breitete sich fächerförmig die Dunkelheit aus, an ihren Rändern feine Ketten aus Lichttupfern. Irgendwo da draußen ist ein Mann, dachte ich. Es konnte jeder sein. Er geht aufrecht, schläft in einem Haus und hat die normale Anzahl Finger und Zehen; er ist wahrscheinlich weiß und viel jünger als ich mit meinen vierzig Jahren. Er ist in nahezu jeder Hinsicht durchschnittlich und fährt vermutlich keinen BMW, besucht keine Bars in teuren Stadtvierteln und keine Bekleidungsgeschäfte auf der Main Street.

Aber er könnte es auch tun. Er könnte jeder beliebige sein und war niemand. Mister Niemand. Die Art von Mensch, die man sofort wieder vergißt, auch wenn man zwanzig Stockwerke in einem Aufzug mit ihm gefahren ist.

Er war zum selbsternannten, unheimlichen Herrscher der Stadt geworden, verfolgte Tausende von Menschen, die er nie gesehen hatte, bis in ihre Gedanken, und verfolgte auch mich. Mr. Niemand.

Die Morde hatten vor zwei Monaten begonnen, es könnte also sein, daß er vor kurzem aus einem Gefängnis oder einer psychiatrischen Klinik entlassen wurde. In diese Richtung gingen die Vermutungen letzte Woche, aber es wurden täglich neue Theorien aufgestellt.

Meine Theorie war von Anfang an dieselbe gewesen. Ich hatte den starken Verdacht, daß er noch nicht lange in der

Stadt war, daß er es vorher irgendwo anders getan hatte und daß er nie in irgendeinem Gefängnis oder einer Klinik gewesen war. Er ging nicht ohne System vor, war kein Amateur und ziemlich sicher nicht »verrückt«.

Wilshire lag zwei Ampeln weiter unten auf der linken Seite, Berkley dann die nächste rechts.

Ich sah die blauen und roten Lichter zwei Häuserblöcke weiter blinken. Der Teil der Straße, der hinter der Nummer 5602 lag, war beleuchtet wie ein Katastrophengebiet. Ein Krankenwagen stand mit laut brummendem Motor neben zwei nicht gekennzeichneten, blinkenden Einsatzfahrzeugen und drei weißen Funkstreifenwagen, deren Blaulicht auf vollen Touren lief. Das Team von Channel-12-News war eben eingetroffen. Blinkende Lichter zogen sich die Straße entlang, und mehrere Leute standen in Schlafanzügen und Hausmänteln vor ihren Häusern.

Ich parkte hinter dem Aufnahmewagen der Fernsehgesellschaft, ein Kameramann lief gerade auf die andere Straßenseite hinüber. Mit gesenktem Kopf, den Kragen meines khakifarbenen Regenmantels hochgeschlagen, ging ich zügig den Kiesweg zum Eingang hinauf. Ich habe es schon immer gehaßt, mich in den Abendnachrichten zu sehen. Seit die Morde begonnen hatten, hatte mein Büro keine ruhige Minute mehr, die Reporter riefen immer wieder an und stellten immer dieselben taktlosen Fragen.

»Wenn es ein Serienmörder ist, Dr. Scarpetta, heißt das nicht, daß es wahrscheinlich wieder passiert?«

Als ob sie wollten, daß es wieder passierte.

»Stimmt es, daß Sie bei dem letzten Opfer Bißwunden entdeckt haben, Doc?«

Es stimmte nicht, aber egal, wie ich so eine Frage beantwortete, ich hatte keine Chance. Sagte ich »Kein Kommentar«, dann meinten sie, es sei wahr. Sagte ich »Nein«, dann stand in der nächsten Ausgabe: »Dr. Kay Scarpetta

gibt an, daß auf den Leichen keine Bißwunden entdeckt wurden ... « Der Mörder, der die Zeitung wie jeder andere liest, bekommt Inspirationen.

Die letzten Nachrichtenmeldungen schilderten die Tatsachen dramatisch und bis in beängstigende Details. Sie erfüllten längst nicht mehr den Zweck, die Bürger der Stadt zu warnen. Die Frauen, vor allem diejenigen, die allein lebten, wurden immer ängstlicher. Der Verkauf von Handfeuerwaffen und Sicherheitsschlössern war nach dem dritten Mord um fünfzig Prozent gestiegen, und der Tierschutzverein hatte bald keine Hunde mehr – ein Phänomen, das natürlich auch auf der ersten Seite der Zeitungen stand. Gestern hatte die skrupellose, aber preisgekrönte Polizeireporterin Abby Turnbull eine Kostprobe ihrer Dreistigkeit geliefert, indem sie in mein Büro kam, meinen Leuten einen Vortrag über Pressefreiheit hielt und erfolglos versuchte, an Kopien der Autopsieberichte heranzukommen.

Die Kriminalberichterstattung in Richmond war aggressiv in einer alten Stadt mit zweihunderttausend Einwohnern in Virginia, die letztes Jahr vom FBI als die Stadt mit der zweithöchsten Mordrate pro Kopf in den Vereinigten Staaten geführt wurde. Es war nichts Ungewöhnliches, wenn Gerichtsmediziner aus ganz England für einen Monat in mein Institut kamen, um mehr über Schußwunden zu lernen. Es war nichts Ungewöhnliches, wenn ehrgeizige Polizisten wie Pete Marino dem Wahnsinn von New York oder Chicago entflohen, nur um festzustellen, daß Richmond noch schlimmer war.

Was ungewöhnlich war, waren diese Sexualmorde. Der Durchschnittsbürger kann zu Drogen- und sonstigen privaten Schießereien keinen Bezug herstellen, ebensowenig zu einem Penner, der einen anderen wegen einer Flasche billigen Weins umlegt. Aber diese ermordeten Frauen waren die Kolleginnen, neben denen man bei der Arbeit saß,

die Freundinnen, die man zum Einkaufsbummel oder zu einem Drink einlud, die Bekannten, mit denen man auf Partys plauderte, die Menschen, mit denen man in einer Schlange an der Kasse stand. Sie waren irgend jemandes Nachbarin, Schwester, Tochter, Geliebte. Sie lebten in ihren eigenen Häusern, schliefen in ihren eigenen Betten, wenn Mr. Niemand durch eines der Fenster stieg.

Zwei Streifenbeamte standen an der Eingangstür, die weit offenstand und durch ein gelbes Band versperrt war, auf dem stand: Polizeiliche Ermittlungen – Betreten verboten.

»Doc.« Er hätte mein Sohn sein können, dieser Junge in Blau, der auf der obersten Stufe zur Seite trat und das Band hob, um mich darunter hindurch zu lassen.

Das Wohnzimmer war tadellos und ansprechend eingerichtet, in warmen rosa Tönen. Auf einer hübschen Kirschholzkommode in einer Ecke stand ein kleiner Fernseher und ein CD-Player. Daneben war ein Regal, auf dem Notenblätter und eine Violine lagen. Unter einem Fenster mit Vorhang, das auf den Vorgarten blickte, stand ein aufklappbares Sofa, und auf dem gläsernen Couchtisch davor lag ein halbes Dutzend Zeitschriften ordentlich gestapelt. Unter ihnen waren der *Scientific American* und das *New England Journal of Medicine*. Auf einem chinesischen Drachenteppich mit einem roten Medaillon auf cremefarbenem Grund stand ein Bücherregal aus Walnußholz. Zwei Reihen davon waren vollgestellt mit medizinischen Lehrbüchern.

Eine offene Tür führte auf einen Gang, der die gesamte Länge des Hauses einnahm. Auf der rechten Seite befanden sich einige Zimmer, auf der linken war die Küche, wo Marino und ein junger Beamter mit einem Mann sprachen, von dem ich annahm, daß es der Ehemann war.

Ich registrierte die sauberen Oberflächen, das Linoleum

und die Einrichtung in einem gedeckten Weiß, das die Hersteller »Mandel« nennen, und das blasse Gelb der Tapete und der Vorhänge. Meine Aufmerksamkeit wurde auf den Tisch gelenkt. Auf ihm lag ein roter Nylonbeutel, dessen Inhalt von der Polizei untersucht worden war: ein Stethoskop, eine Stablampe, eine Tupperdose, in der einmal eine Mahlzeit gewesen war, und die letzten Ausgaben der *Annals of Surgery*, des *Lancet* und des *Journal of Trauma*. Ich war irritiert.

Marino sah mich kalt an, als ich bei dem Tisch innehielt, dann stellte er mich Matt Petersen, dem Ehemann, vor. Petersen saß zusammengesunken auf einem Stuhl, sein Gesicht war von dem Schock gezeichnet. Er war außerordentlich gutaussehend, fast schön, seine Gesichtszüge makellos geschnitten, das Haar pechschwarz, seine Haut weich, mit einem Hauch von Bräune. Er hatte breite Schultern und einen schlanken, gutgeformten Körper, und er hatte ein einfaches Hemd und verwaschene Bluejeans an. Seine Augen schauten nach unten, seine Hände lagen verkrampt in seinem Schoß.

»Sind die von ihr?« Ich mußte es wissen. Die medizinischen Utensilien konnten ihm gehören.

Marinos »Ja« bestätigte es.

Petersens tiefblaue, rotunterlaufene Augen hoben sich langsam. Er schien erleichtert zu sein, als er mich erblickte. Der Arzt war gekommen, ein Funke der Hoffnung, wo es keine gab.

Er murmelte in den abgehackten Sätzen eines verstörten überraschten Geistes: »Ich habe sie gestern am Telefon gesprochen. Gestern abend. Sie sagte, sie würde gegen halb zwölf nach Hause kommen, aus der Uniklinik, Notaufnahme. Ich kam hier an, sah, daß die Lichter aus waren, dachte, sie wäre schon zu Bett gegangen. Dann ging ich dort rein.« Seine Stimme hob sich, zitterte, und er atmete

tief ein. »Ich ging dort hinein, in das Schlafzimmer.« Seine Augen waren verzweifelt und verquollen, und er flehte mich an. »Bitte. Ich möchte nicht, daß die Leute sie sehen, sie so sehen. Bitte.«

Ich sagte sanft: »Sie muß untersucht werden, Mr. Petersen.«

Eine Faust knallte auf den Tisch in einem überraschenden Wutausbruch. »Ich weiß!« Seine Augen funkelten wild. »Aber all die anderen, die Polizei, jeder!« Seine Stimme zitterte. »Ich weiß, wie das ist! Reporter und alle möglichen Leute, die überall herumwimmeln. Ich will nicht, daß jeder verdammte Wichser sie ansieht!«

Marino zeigte keine Regung: »Hey, ich habe auch eine Frau, Matt. Ich weiß, was in Ihnen vorgeht, okay? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß sie mit allem Respekt behandelt wird. Denselben Respekt, den ich erwarten würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, okay?«

Der süße Klang von Lügen.

Die Toten können sich nicht verteidigen, und die Vergewaltigung dieser Frau, wie auch die der anderen, hatte erst begonnen. Ich wußte, daß das Ganze erst ein Ende hätte, wenn Lori Petersen vollkommen auseinandergenommen worden war, jeder Zentimeter von ihr fotografiert, und alles für die Experten, die Polizei, Staatsanwälte, Richter und Geschworenen auf dem Präsentierteller lag. Es würden Überlegungen über die Merkmale an ihrem Körper geäußert werden. Es würden kindische Witze und zynische Bemerkungen fallen, als ob das Opfer und nicht der Täter auf der Anklagebank säße, es würde jede Einzelheit ihrer Person und ihrer Lebensweise genau unter die Lupe genommen, beurteilt und in mancher Hinsicht abgeurteilt werden.

Ein gewaltsamer Tod ist ein öffentliches Ereignis, und dies war die Seite meines Berufs, die mich am meisten be-

lastete. Ich tat, was ich konnte, um die Würde der Opfer zu wahren. Aber wenn die Person zu einer Nummer, einem Beweisstück, das weitergereicht wird, wurde, konnte ich nicht mehr viel tun. Die Intimität wird genauso zerstört wie das Leben.

Marino führte mich aus der Küche heraus und ließ seinen Officer Petersen weiter befragen.

»Haben Sie schon Ihre Fotos gemacht?« fragte ich.

»Die ID ist gerade drinnen, bestäubt alles«, sagte er und meinte die Leute von der Spurensicherung, die am Tatort arbeiteten. »Ich habe ihnen gesagt, daß sie einen großen Bogen um die Leiche machen sollen.«

Wir blieben im Korridor stehen.

An den Wänden hingen mehrere hübsche Aquarelle und eine Reihe von Fotos von ihrem Mann und ihr selbst in den jeweiligen Examensklassen und ein kunstvolles Farbfoto, auf dem das junge Paar vor dem Hintergrund eines Strandes an einem verwitterten Zaun lehnte, die Hosenbeine bis über die Waden hochgekremgelt, ihre Haare vom Wind zerzaust, die Gesichter von der Sonne gerötet. Sie war hübsch gewesen, als sie noch lebte, blond, mit feinen Gesichtszügen und einem gewinnenden Lächeln. Sie war in Brown zur Schule gegangen, hatte dann in Harvard Medizin studiert. Ihr Mann hatte seine ersten Studienjahre in Harvard verbracht. Dort mußten sie sich kennengelernt haben, er war offensichtlich jünger als sie.

Lori Petersen. Brown. Harvard. Dreißig Jahre alt. Kurz davor, ihren Lebenstraum zu erfüllen. Nach acht Jahren des Medizinstudiums. Ärztin. Alles in ein paar Minuten von einem Fremden und seinen perversen Gelüsten zerstört.

Marino berührte meinen Arm.

Ich drehte mich weg von den Fotos, da er meine Aufmerksamkeit auf die offene Tür links vor uns lenkte.

»Hier ist er reingekommen«, sagte er.

Es war ein kleiner Raum mit einem weißen Teppichboden und blauen Tapeten an den Wänden, mit einer Toilette, einem Waschbecken und einem Wäschekorb aus Rattan. Das Fenster über der Toilette stand weit offen, ein dunkles Viereck, durch das kühle, feuchte Luft hereinwehte und die gestärkten Vorhänge bewegte. Dahinter, in der Dunkelheit, dichte Bäume und das drohende Zirpen der Zikaden.

»Das Gitter ist herausgeschnitten worden.« Marinos Gesicht war ausdruckslos, als er mich ansah. »Es lehnt an der Rückseite des Hauses. Direkt unter dem Fenster ist eine Bank. Es sieht so aus, als habe er sie hochgestellt, damit er hereinsteigen konnte.«

Meine Augen glitten über den Boden, das Waschbecken, die Oberfläche der Toilette. Ich sah weder Schmutz noch Fußabdrücke, aber von meinem Standort aus war es schwer zu beurteilen, und ich hatte nicht die Absicht, das Risiko einzugehen, irgend etwas zu berühren.

»War dieses Fenster verschlossen?« fragte ich.

»Sieht nicht so aus. Die anderen Fenster waren alle verschlossen. Schon nachgesehen. Sie hätte eigentlich besonders darum besorgt sein müssen, daß dieses hier geschlossen war. Von allen Fenstern ist es das gefährdetste, nicht weit vom Boden, auf der Rückseite, wo niemand sehen kann, was passiert. Im Gegensatz zum Schlafzimmerfenster kann der Kerl, wenn er leise ist, hier ungehört das Gitter herauschneiden, einsteigen und nach unten gehen.«

»Und die Türen? Waren die verschlossen, als der Ehemann nach Hause kam?«

»Er sagt, sie waren es.«

»Also ist der Mörder auf demselben Weg gegangen, wie er gekommen ist«, schlußfolgerte ich.

»Sieht so aus. Ziemlich reinliches Kerlchen, finden Sie nicht?« Er hielt sich am Türrahmen des Bades fest und



lehnte sich vor, ohne einzutreten. »Ich sehe nichts, als ob er irgendwie hinter sich her gewischt hätte, um keine Fußspuren auf dem Teppich oder dem Boden zurückzulassen. Es hat den ganzen Tag geregnet.« Seine Augen waren leer, als sie mich ansahen. »Seine Schuhe hätten naß, vielleicht auch verdreckt sein müssen.«

Ich fragte mich, worauf Marino mit all dem hinauswollte. Man konnte ihn nur schwer durchschauen, und ich wußte nie, ob er gut spielen konnte oder ob er einfach nur langsam war. Er war genau die Art von Polizeibeamter, die ich mied, wenn ich wählen konnte – arrogant und absolut unnahbar. Er ging auf die Fünzig zu, sein Gesicht war vom Leben gezeichnet, und lange Strähnen grauen Haars teilten sich in einem tief angesetzten Scheitel und waren über die Halbglatze gekämmt. Er war mindestens einen Meter achtzig groß und hatte einen Bauch vom jahrzehntelangen Trinken von Bourbon oder Bier. Seine unmodisch breite rotweiß gestreifte Krawatte war speckig vom Schweiß vieler Sommer. Marino entsprach dem Klischee eines Action-Film-Helden – ein ordinärer, grober Schnüffler, der vermutlich einen aus dem Maul stinkenden Pudel als Haustier hielt und einen Couchtisch voller Sexmagazine hatte.

Ich ging den langen Korridor hinunter und hielt vor dem großen Schlafzimmer an. Ich fühlte, wie ich innerlich dumpf wurde.

Ein ID-Officer war eifrig dabei, alle Oberflächen mit schwarzem Puder zu bestreichen; ein zweiter Officer hielt alles auf Video fest.

Lori Petersen lag auf dem Bett, die blauweiße Decke hing am Fußende herunter. Der Bettbezug war nach unten gezogen und unter ihre Füße gestopft worden, das Leintuch hatte sich an den Ecken gelöst, so daß die Matratzen darunter herauschauten, die Kissen waren auf die rechte Seite

ihrer Kopfes gedrückt. Das Bett war das Zentrum eines gewaltigen Kampfes, umgeben von der hellen Einrichtung aus polierter Eiche eines Mittelklasseschlafzimmers.

Sie war nackt. Auf dem bunten Flickenteppich rechts von dem Bett lag ihr blaßgelber Baumwollmorgenmantel. Er war aufgeschlitzt vom Nacken bis zur Hüfte, und diese Vorgehensweise stimmte mit der bei den ersten drei Opfern überein. Auf dem Nachttisch, der nahe an der Tür stand, stand ein Telefon, das Kabel war aus der Wand gerissen. Die Lampen auf beiden Seiten des Bettes waren ausgeschaltet, ihre Kabel durchtrennt. Mit einem Kabel waren ihre Handgelenke auf den Rücken gefesselt. Das andere Kabel war in teuflisch einfallsreicher Weise um sie gebunden, was auch mit den anderen drei Fällen übereinstimmte. Es war zunächst um ihren Nacken geschlungen, dann durch das Kabel um ihre Handgelenke hindurchgezogen und fest um ihre Fußgelenke geknotet. Solange ihre Knie gebeugt waren, blieb die Schlinge um ihren Hals locker. Wenn sie ihre Beine streckte, in einem Reflex von Schmerz oder wegen des Gewichts des Vergewaltigers auf ihr, zog sich die Schlinge um ihren Hals zusammen.

Tod durch Ersticken benötigt nur wenige Minuten. Das ist aber eine sehr lange Zeit, in der jede einzelne Zelle des Körpers nach Sauerstoff schreit.

»Sie können hereinkommen, Doc«, sagte der Officer mit der Videokamera. »Ich habe alles gefilmt.«

Vorsichtig trat ich auf das Bett zu, setzte meine Tasche auf dem Boden ab und holte ein Paar Chirurgenhandschuhe heraus. Dann nahm ich meinen Fotoapparat und machte einige Aufnahmen von der Leiche *in situ*. Ihr Gesicht sah grotesk aus, zur Unkenntlichkeit angeschwollen, blauviolett durch das Austreten von Blut, hervorgerufen durch die enge Schlinge um ihren Hals. Aus der Nase und aus dem Mund waren blutige Sekrete geflossen und hat-

ten das Leintuch verfärbt. Ihr strohblondes Haar war total zerzaust. Sie war relativ schlank, nicht weniger als einen Meter sechzig groß und eindeutig kräftiger als auf den Fotos unten im Gang.

Ihre körperliche Erscheinung war wichtig, denn das Fehlen eines Systems wurde zu einem System. Die vier Ermordeten schienen kein körperliches Merkmal gemeinsam zu haben, nicht einmal die Rasse. Das dritte Opfer war schwarz und sehr schlank gewesen, das erste war rothaa- rig und pummelig, das zweite brünett und zart. Sie hatten verschiedene Berufe gehabt: eine Lehrerin, eine Schriftstel- lerin, eine Empfangsdame und nun eine Ärztin. Sie lebten in verschiedenen Vierteln der Stadt.

Ich nahm ein langes Thermometer aus meiner Tasche und prüfte die Temperatur im Zimmer, dann die ihres Körpers. Die Luft hatte einundzwanzig, ihr Körper drei- unddreißigeinhalb Grad. Die Todeszeit ist ziemlich ent- täuschend für die meisten Leute. Sie kann nicht genau bestimmt werden, es sei denn, es gibt einen Zeugen oder die Timex-Uhr des Opfers bleibt stehen. Aber Lori Peter- sen war noch nicht länger als drei Stunden tot. Ihr Körper war ein bis zwei Grad pro Stunde abgekühlt, und die To- tenstarre hatte in den kleinen Muskeln bereits eingesetzt.

Ich suchte nach Spuren, die die Fahrt zum Leichenschau- haus nicht überstehen würden. Es gab kein fremdes Haar auf ihrer Haut, aber ich fand eine Vielzahl von Fasern, von denen die meisten zweifellos von der Bettdecke stamm- ten. Mit einer Pinzette nahm ich ein paar davon auf, ganz kleine weiße, und mehrere, die aus einem dunkelblauen oder schwarzen Material zu sein schienen. Ich legte sie in kleine metallene Behälter. Die einzige eindeutige Spur wa- ren der moschusartige Geruch und die Überreste von et- was Durchsichtigem, das aussah wie getrockneter Kleb- stoff, auf der oberen Vorder- und Rückseite ihrer Beine.

Samenflüssigkeit war bei allen Fällen zu finden gewesen, war aber bisher wertlos für serologische Untersuchungen. Der Mörder gehörte zu den zwanzig Prozent der Bevölkerung, die sich durch ihre Eigenschaft als Nonsekretor von den anderen unterschieden. Das hieß, daß man seine Blutgruppenantigene in den anderen Körperflüssigkeiten wie Speichel oder Schweiß oder Sperma nicht nachweisen konnte. Und das bedeutete, ohne Blutprobe konnte seine Blutgruppe nicht bestimmt werden. Er konnte A, B, AB oder sonst etwas haben.

Vor nicht mehr als zwei Jahren wäre die Tatsache, daß der Täter ein Nonsekretor war, ein herber Schlag für die forensischen Untersuchungen gewesen. Aber jetzt gab es die DNA-Analyse, eine neue und ausgesprochen bedeutungsvolle Möglichkeit, den Täter unter allen anderen Menschen eindeutig zu identifizieren, vorausgesetzt, die Polizei hatte ihn gefaßt und Proben von ihm entnommen und er hatte keinen eineiigen Zwilling Bruder.

Marino stand direkt hinter mir.

»Das Badezimmerfenster«, meinte er und sah auf die Leiche, »nun, ihr Ehemann da drinnen sagt«, er deutete mit einem Daumen in Richtung der Küche, »es sei nicht verschlossen gewesen, weil er es letztes Wochenende abgeschlossen hatte.« Ich hörte nur zu.

»Er sagt, das Badezimmer werde kaum benützt, es sei denn, sie hatten Gäste. Angeblich hat er letztes Wochenende das Gitter erneuert, er meint, es ist möglich, daß er vergessen hat, das Fenster wieder zu verschließen. Sie« – er schaute wieder zu der Leiche hin – »hatte keinen Grund gehabt, darüber nachzudenken, nahm einfach an, es sei verschlossen.« Er hielt einen Moment inne. »Es ist interessant, daß der Mörder es anscheinend nur an dem Fenster versucht hat, das nicht verschlossen war. Die Gitter vor den anderen Fenstern sind nicht beschädigt.«

»Wie viele Fenster sind auf der Rückseite des Hauses?« fragte ich.

»Drei. In der Küche, der Toilette und dem Badezimmer hier.«

»Und alle haben schiebbare Fensterrahmen mit einem Schnappschloß auf der Oberseite?«

»Sie haben es erfaßt.«

»Das heißt, wenn man von außen mit einer Taschenlampe auf das Schnappschloß leuchtet, kann man wahrscheinlich sehen, ob es verschlossen ist oder nicht?«

»Schon möglich.« Wieder diese ausdruckslosen, unfreundlichen Augen. »Aber nur, wenn man auf etwas steigt. Vom Boden aus kann man das Schloß nicht sehen.«

»Sie erwähnten eine Bank«, erinnerte ich ihn.

»Das Problem dabei ist, daß der Boden hinter dem Haus total schlammig ist. Die Beine der Bank hätten Abdrücke im Rasen hinterlassen müssen, wenn der Kerl sie gegen irgendeines der anderen Fenster gelehnt und sich darauf gestellt hätte. Ein paar meiner Männer schnüffeln gerade draußen rum. Keine Abdrücke unter den anderen beiden Fenstern. Sieht nicht so aus, als wäre der Mörder in deren Nähe gewesen. Es sieht eher so aus, als wäre er schnurstracks zum Badezimmerfenster am Ende des Ganges gegangen.«

»Ist es möglich, daß das Fenster einen Spalt offen war und daß der Mörder deshalb direkt darauf zuging?«

Marino gab nach: »Hey, alles ist möglich. Aber wenn es einen Spalt offen war, dann hätte sie es vielleicht auch bemerkt, irgendwann während der Woche.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Im nachhinein kann man so etwas leicht sagen. Aber die meisten Leute achten nicht besonders auf die Einzelheiten ihrer Häuser, vor allem bei Räumen, die kaum benutzt werden.«

Vor einem Fenster, das auf die Straße zeigte, stand ein

Schreibtisch, auf dem sich weitere Beweise dafür befanden, daß Lori Petersen und ich denselben Beruf hatten. Über die Schreibtischunterlage verteilt lagen mehrere medizinische Zeitschriften, die *Principles of Surgery* und *Dorland's*. In der Nähe des Bronzefußes der Tischlampe lagen zwei Computerdisketten. Auf die Etiketten war mit Filzstift das Datum in Kurzform, 6/1, geschrieben, und sie waren mit I und II numeriert. Es waren herkömmliche Disketten, IBM-kompatibel. Möglicherweise enthielten sie etwas, an dem Lori Petersen gerade in der Uniklinik arbeitete, wo zahlreiche Computer den Studenten und Ärzten zur Verfügung standen. Im Haus schien kein PC zu sein.

Auf einem Korbstuhl in der Ecke zwischen der Kommode und dem Fenster lagen ordentlich einige Kleider: ein paar weiße Baumwollhosen, ein rotweiß gestreiftes, kurzärmeliges Hemd und ein Büstenhalter. Die Kleidungsstücke waren zerknittert, als ob sie getragen und am Ende des Tages auf den Stuhl gelegt worden waren, wie ich es manchmal auch tue, wenn ich zu müde bin, um meine Kleider noch aufzuhängen.

Ich durchsuchte kurz die Toilette und das Badezimmer. Wenn man von dem Bett absah, war das Schlafzimmer sauber und ordentlich. Bis jetzt sah es so aus, als gehöre es nicht zum Modus operandi des Mörders, zu plündern oder irgend etwas zu stehlen.

Marino beobachtete einen Officer von der Spurensicherung dabei, wie er die Kommoden öffnete.

»Was wissen Sie sonst noch über den Ehemann?« fragte ich ihn.

»Er ist im Examensjahr in Charlottesville, lebt dort während der Woche, kommt Freitagabend heim. Bleibt über das Wochenende hier und fährt dann am Sonntagabend wieder nach Charlottesville.«

»Was studiert er?«